

Kristín Loftsdóttir, Lars Jensen (Hgg.): *Whiteness and Postcolonialism in the Nordic Region. Exceptionalism, Migrant Others and National Identities*. Farnham/Burlington: Ashgate 2012, 182 S.

Lars Jensen: *Danmark – rigsfællesskab, tropekolonier og den postkoloniale arv*. København: Hans Reitzels Forlag 2012, 312 S.

Bezugnehmend auf Frantz Fanon, der in seinem Hauptwerk *Die Verdammten dieser Erde* (1961) Europa als Produkt der „Dritten Welt“ bezeichnet und mit dieser Einsicht eine grundlegende Prämisse für die von Edward Said (*Orientalismus*, 1978) entwickelte These setzt, nach welcher die diskursive Konstruktion eines positiv besetzten europäischen Selbst auf das Vorhandensein einer zumeist kolonialen Alterität angewiesen ist, fragte die Sozialanthropologin Shalini Randeria unlängst, inwieweit derartige Muster auch für Länder ohne formalen Kolonialbesitz Gültigkeit haben, die einer direkten hegemonialen Machtausübung unverdächtig geblieben sind.<sup>1</sup> In dem Sammelband, aus dessen Einleitung Randerias Frage stammt, geht es um Phänomene von Postkolonialität in der Schweiz, die nicht nur durch ihre untergeordnete Rolle innerhalb des europäischen Imperialismus, sondern auch durch ihren Wohlstand und ihr über die Maxime der Neutralität generiertes exceptionelles Image manches mit den skandinavischen Ländern gemeinsam hat.

Randeria kommt zu dem Schluss, die Frage zu bejahen, da die Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts in ihrer Gesamtheit als „postkolonial“ zu bezeichnen sei – die Schweiz (und Nordeuropa) inklusive. Damit schreibt sie sich ein in eine Tradition innerhalb der postkolonialen Theoriebildung, die den Terminus „postkolonial“ nicht als Bezeichnung der Zeitspanne seit der formalen Beendigung kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse versteht, sondern ihn für die Beschreibung sämtlicher kultureller und politischer Phänomene fruchtbar macht, in deren Zusammenhang sich eine Fortschreibung der in der Ära von Kolonialismus und Imperialismus generierten Machtasymmetrien ablesen lässt.

Ursprünglich disziplinär innerhalb der Literaturwissenschaft und regional innerhalb des britischen Commonwealth verortet, erhält postkoloniales Denken somit Gelegenheit, eine transdisziplinäre und globale Dimension zu entfalten, die der Komplexität der Analyse einer durch räumliche Verschränkung und zeitliche Verdich-

tung gekennzeichneten Weltgemeinschaft in der jüngsten Phase der Globalisierung gerecht wird.

Das damit einhergehende Ablegen eurozentristischer Scheuklappen und die Einordnung nationaler Historiografie und Epistemologie in eine globalgeschichtliche Perspektive sollte jedoch nicht als Absage an eine auf lokale und regionale Phänomene fokussierte Kulturwissenschaft missverstanden werden. Im Gegenteil: Die eingangs genannte Anthologie bietet ein wärmstens zur Lektüre empfohlenes Beispiel dafür, dass zeitgemäße Forschung zu älterer, neuerer und neuester Mentalitäts- und Nationalgeschichte den globalen Blick bedingt. Damit befindet sie sich in guter Gesellschaft mit den zahlreichen Forschungs- und Publikationsinitiativen, die in den vergangenen Jahren von Forscherinnen und Forschern der Abteilung für Interkulturelle Studien an der dänischen Universität Roskilde ausgegangen sind, die aus dem stetig wachsenden Umfeld der Postkolonialen Studien in Nordeuropa nicht mehr wegzudenken ist. Neben den lesenswerten Beiträgen der institutseigenen Zeitschrift *KULT*, die zunächst im Print-Format erschien, seit 2009 aber als *open access*-Publikation auf der Webseite [www.postkolonial.dk](http://www.postkolonial.dk) einzusehen ist, sind hier in erster Linie zwei Buchprojekte zu nennen, die im folgenden näher vorgestellt werden.

Der Sammelband *Whiteness and Post-colonialism in the Nordic Region. Exceptionalism, Migrant Others and National Identities*, herausgegeben von Lars Jensen und Kristín Loftsdóttir, ist das Ergebnis einer dreigliedrigen Workshopserie, die unter dem Titel „Decoding the Nordic Colonial Mind“ an den Universitäten Islands und Roskilde stattfand.

Die zehn Beiträge, verfasst von Kultur- und Sozialwissenschaftlern aus den fünf nordischen Ländern und den USA, bilden eine stringente Einheit, indem sie sich unter Bezugnahme auf eine, strikt konstruktivistische Vorstellung von „nordischen Exzeptionismen“ und auf Ansätze der Kritischen Weißseinsforschung rekurrierend diskursanalytisch bearbeiteten Fallstudien zuwenden, die – stets um historische und gegenwärtige skandinavische Begegnungsgeschichten kreisend – den höchst unterschiedlichen Positionen der nordischen Länder im Gefüge von Kolonialismus und Postkolonialismus gerecht werden.

So lesen wir etwa in Erlend Eidsviks Beitrag über norwegische Siedler in der Kapkolonie, denen es nicht zuletzt aufgrund ihrer ambivalenten Position als selbst aus einem nicht-souveränen Territorium stammende Kolonisatoren gelang, zu wichtigen ökonomischen Akteuren im kolonialen Südafrika zu avancieren.

Wie Norwegen verfügten auch Island und Finnland zu keinem Zeitpunkt über eigene Kolonien. „But how could they (we) have done that?“ (90) fragt die finnische Sozialwissenschaftlerin Anna Rastas treffend und pointiert, womit sie jegliche Vorstellung eines Exzeptionalismus, der sich über Narrative einer ethisch-moralischen Überlegenheit aufgrund der offensichtlichen Nichtbeteiligung dieser Länder am kolonialen Projekt konstituiert, als banal enthüllt. Schließlich war Finnland bis 1809 Teil des schwedischen Königreichs, bis 1917 dann Großherzogtum im russischen Zarenreich und Island mindestens bis 1918 Teil des dänischen Gesamtstaats. Dennoch gelingt es den in der Anthologie versammelten Beiträgen, allen Ländern der behandelten Region unabhängig von ihrem jeweiligen staatlich gelenkten kolonialen Agieren das zu attestieren, was Ulla Vuorela mit dem Begriff der „kolonialen Komplizenschaft“<sup>ii</sup> bezeichnet hat – sei es durch die direkte Beteiligung der Skandinavier und Finnen an der belgischen Eroberung des Kongo oder durch das mangelnde Bewusstsein für das eigene privilegierte Weißsein

Eines der Hauptanliegen der Kritischen Weißseinsforschung ist es, darauf hinzuweisen, dass in den zumeist eurozentristischen Diskursen zu Rassismus und Diversität allein *people of colour* eine Rassifizierung erfahren, während der wei-

ße Europäer als Norm verstanden wird und die Rolle seiner Physiognomie für die Einordnung in diskursiv hergestellte Machthierarchien unhinterfragt bleibt. Wie Anna Rastas und Tobias Hübinette in ihren Fallstudien zur Verwendung von rassistisch vorbelastetem Vokabular (etwa dem Wort *neger/neekeri*) in Finnland und Schweden darlegen, scheint das sich über Werte wie Gleichheit, Toleranz und Vorurteilsfreiheit konstituierende pannordische Selbstverständnis – nicht zuletzt von einer vermeintlichen kolonialen Schuldfreiheit abgeleitet – in diesem Zusammenhang besonders problematisch zu sein, da sich durch den Rekurs auf ein exceptionelles Gebaren in Relation zu den imperialistischen Großmächten Europas ein Kontext herstellen lässt, innerhalb dessen diese Begriffe in Schweden und Finnland als semantisch neutral erscheinen können.

Hübinette führt die zähe Präsenz rassistischen Vokabulars in der schwedischen Alltagssprache und die teilweise wütenden Debatten über einen geforderten Verzicht auf eben dieses in Anlehnung an Paul Gilroy auf eine »white melancholia« (52f.) zurück, welche sich gleichzeitig mit der Wut auf nicht-weiße Schweden ausbreite, die auf deren permanente Präsenz im Lande zurückzuführen sei. Die Vorstellung einer „specific Swedish antic-racist whiteness“ (45), basierend auf Narrativen von Neutralität und Objektivität sowie Schwedens vermeintlicher kolonia-

ler Schuldfreiheit und seiner Unterstützung der politischen Dekolonisierungsbewegungen, trug zur Zeichnung eines Images der Schweden als „the whitest of all whites“ (45) einerseits und andererseits der „good westerners“ im Gefüge von Globalem Norden und Globalem Süden bei. Indem er aufzeigt, dass sich ein derartiges Selbstverständnis – generiert im Zusammenspiel von Auto- und Heteroimages – nur bei gleichzeitiger ethnischer Homogenität aufrecht erhalten lässt, entlarvt HübINETTE jegliche Vorstellung von einem anti-rassistischen „schwedischen Exzeptionalismus“ als eine wohlfeile soziale Konstruktion.

Was den vorliegenden Band so interessant macht und ihn gleichzeitig als eine Art Einführungswerk in postkoloniale und weißseinsrelatierte Fragestellungen in Bezug auf Nordeuropa geeignet erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass er die gesamte Region des Nordens abdeckt und dabei sowohl frappierende Parallelen aufzeigt als auch die erstaunlich große Bandbreite verdeutlicht, die sich aus den höchst unterschiedlichen Rollen ergibt, die die skandinavischen Länder und Finnland gerade in Bezug auf das globalgeschichtliche Phänomen des Kolonialismus spielen.

So befasst sich Christina Petterson, indem sie jüngere dänische Forschung zu historischer Rassenanthropologie in Grönland

einer kritischen Analyse unterzieht, mit einem ganz realen kolonialen Abhängigkeitsverhältnis. Umso bemerkenswerter ist es, dass sie dabei mittels der Dechiffrierung einer Vorstellung von einem ungewöhnlich benevolenten dänischen Kolonialismus, partielle Analogien zum Narrativ von der Abwesenheit der anderen Skandinavier bei kolonialen Expansionsvorhaben herzustellen weiß. Anne Heith wendet sich in ihrer Studie zu samischer und tornedalischer Kunst und – auf Fredrik Barth verweisend – deren Nutzbarmachung von ethnischer Identität zur Aneignung subalternen Handlungsmacht dem nordskandinavischen Sonderfall des „inneren Kolonialismus“ auf dem Gebiet der Nordkalotte zu, der bezeichnenderweise bei der diskursiven Selbststilisierung der Schweden zu anti-kolonialen Anti-Rassisten keine Rolle zu spielen scheint.

Kristín Loftsdóttir und Suvi Keskinen stellen angesichts der Funktionalisierung von Weißsein in Island und Finnland erstaunliche Parallelen fest, die auf der gemeinsamen Vergangenheit dieser Länder als seitens der skandinavischen Metropolen minderwertig konnotierte Abhängigkeitsgebiete fußt. Loftsdóttir legt dar, dass die historische dänische Repräsentation der Isländer als „uncivilized savage people“ (57) trotz des ewigen Bestrebens der vormals kolonisierten Inselbewohner, sich durch eine Distanzierung von Grönland

dern und „Westindern“ den Dänen innerhalb der kolonialen Hierarchie anzunähern, dazu führt, dass Isländer bei gegenwärtigen migrationsbedingten Kulturkontakten mittels des Verweises auf die eigene Geschichte der Unterdrückung und rassifizierenden Diskriminierung argumentieren, neokoloniales und rassistisches Denken sei der isländischen Gesellschaft fremd.

Keskinen analysiert in ihrem Beitrag die Debatte um genderrelatierte Gewalt in muslimischen Einwandererfamilien und die durch sie transportierten Orientalismen im Zuge der Veröffentlichung zweier finnischer Romane, deren Protagonisten somalische Zuwanderer sind. Angesichts der noch immer überschaubaren Menge muslimischer Einwanderer im gegenwärtigen Finnland deutet sie die erhebliche Aufmerksamkeit, die das vermeintliche Problem der patriarchalen Gewalt gegen muslimische Frauen auf Basis seiner fiktionalisierten Schilderung erhielt, als Ausdruck für ein Streben der finnischen Gesellschaft danach, sich unwiderruflich in der westlichen Welt „among the modern European nations“ (74) zu positionieren, für die das Vorhandensein der „Problematik des Multikulturalismus“ inzwischen als typisch angesehen zu werden scheint. In Analogie zu Lóftsdóttirs Ausführungen zur Beeinflussung gegenwärtiger isländischer Debatten um Kulturkontakte durch die eigene Marginalisierung in der (Kolonial-)Vergangenheit,

stellt Keskinen hier einen Zusammenhang zu Finnlands historischer Verortung im Grenzgebiet zwischen Westen und Osten (Orient) fest – eine zunächst überraschende Feststellung, der sie durch den Hinweis Plausibilität verleiht, dass die Finnen seinerzeit in pseudowissenschaftlichen Rassentypologien – nicht zuletzt auch im Nachbarland Schweden – „as non-Europeans and [...] part of the Mongolian race“ (86) und somit als minderwertig eingeordnet wurden. Den Wunsch nach deutlicher Markierung der finnischen Zugehörigkeit zum Zentrum eines modernen aufgeklärten Europas führt Keskinen auf diese historische Demütigung zurück.

Wie in Kirsten Hvenegård-Lassens und Serena Maurers Beitrag zur Präsentation vermeintlich genuin dänischer Werte in an Zuwanderer gerichteten staatlichen Informationsbroschüren, definiert sich die Vorstellung von einem „nordischen Exzeptionalismus“ auch in Keskinens Argumentation über die Inkorporierung von aufgeklärter Geschlechtergleichstellung – oftmals Hand in Hand mit vermeintlich toleranten Haltungen gegenüber Homosexuellen – als „national characteristic [...] and a discursive resource in the formation of distinction between the national self and the migrant other“ (122), eine Instrumentalisierung, die auch führende Gendertheoretikerinnen wie Judith Butler und Jasbir K. Puar unlängst problematisiert haben.

Selten zuvor sind die Phänomene Weißsein und „Nordischer Exzeptionalismus“, der sich von den üblichen – auf *différance* fußenden – nationalen Identitätskonstruktionen dadurch unterscheidet, dass er sich zugleich über positive Fremdbilder von den nordeuropäischen Ländern konstituiert, derart multiperspektivisch verquickt worden wie in dem vorliegenden Sammelband, der damit eine wertvolle Material- und Ideensammlung für all jene bietet, die sich in einem nordeuropäischen Kontext mit Theorien zu Postkolonialität, Spatialität, Nationalismus und Gender befassen. Durch die Kürze der Aufsätze und ihre durchweg gute Lesbarkeit bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung eines hohen theoretischen Niveaus ist der Band, indem er Wege des Transfers internationaler Kulturtheorie auf konkrete skandinavische Fallbeispiele aufzeigt, zudem von großem Wert für die universitäre Lehre. Dieses Werts ist sich offenbar auch der Verlag bewusst. Dass der insgesamt doch eher schmale Band mit fast 72 Euro zu Buche schlägt, sei der einzige Kritikpunkt, der an dieser Stelle angeführt werden soll.

Ein ähnlich innovatives Vorhaben führte im Fall von Lars Jensens fast zeitgleich erschienenen Monografie *Danmark – rigsfællesskab, tropekolonier og den postkoloniale arv* Feder. Auf knapp 300 Seiten arbeitet sich der innerhalb der Postkolonialen Studien und der *cultural studies*

verortete Kulturwissenschaftler an rund 400 Jahren dänischer Interventionsgeschichte ab. Thematisiert werden – freilich in unterschiedlichem Umfang – der dänische Kolonialismus in der Karibik (auf den heutigen Amerikanischen Jungferninseln), im indisch-tamilischen Tranquebar und im Nordatlantik, wobei die notwendige Akzentuierung der Unterschiede zwischen der Kolonisierung einer indigenen Bevölkerung (Grönland) und der – zweifellos mit Kolonialherrenmentalität geführten – Verwaltung historischer Abhängigkeitsgebiete (Island, Färöer) zuweilen unscharf gerät. Die Klassifizierung letzterer als dänische Kolonien, die dem Rezensenten durchaus akzeptabel erscheint, dürfte vor allem in isländischen und färöischen Forschungsmilieus erhebliche Kontroversen evozieren.

Fernerhin befasst sich Jensen mit den Humanitäts- und Modernisierungsdiskursen in Zusammenhang mit der in den 1960er Jahren große Ausmaße annehmenden dänischen „Entwicklungshilfe“ in Afrika, deren Motivation er im internationalen Macht- und Interessengefüge der Ära des Kalten Krieges zu platzieren versteht, und deren Argumentation er mit jener der zeitgleich einsetzenden Modernisierungspolitik im seit 1953 als offiziell gleichberechtigter Landesteil in das dänische Königreich eingliederte Grönland vergleicht, wobei er bezüglich der jeweiligen dänischen Repräsentation „des Anderen“ auf

frappierende Gemeinsamkeiten stößt. Es sind diese eigentlich naheliegenden und dennoch innerhalb der dänischen Kultur- und Geschichtswissenschaft nie zuvor vorgenommen Parallelisierungen, die den eigentlichen Gewinn von Jensens Studie ausmachen. So suchte man – von manchen eher den Quellen zuzurechnenden Jubelschriften auf vergangene dänische Großmachtzeiten – bislang vergebens nach einer diskursanalytischen Abhandlung, die etwa die wirkmächtigen Narrative um die vermeintlich humane koloniale Performanz Dänemarks in Grönland und im ehemaligen „Dänisch Westindien“ sowie die Prozesse der Veräußerung bzw. der Entkolonialisierung dieser territorialen Besitzungen gemeinsam und in ihrem Verhältnis zueinander behandelt.

Ebenso stringent wie originell ist gleichfalls Jensens Entscheidung, das letzte Kapitel seiner dänischen Interventions- und Begegnungsgeschichte der Analyse von Ausgrenzungsdiskursen im gegenwärtigen Dänemark zu widmen, die die Angehörigen ethnischer Minderheiten im Land – neben Grönländern vor allem Muslime – betreffen. Migration als Ausdrucksform der Globalisierung wird somit als direkte Folge des europäischen Kolonialismus gedeutet, der wiederum den Beginn der Globalisierung markiert. Dänemark, dessen Historiografie bis in die jüngste Zeit allzu häufig an den Grenzen des heutigen über die Jahrhunderte erheb-

lich dezimierten Nationalstaates halt machte, erscheint in Jensens Studie als Akteur innerhalb einer Globalgeschichte; zuvor oft im verborgenen gebliebene Verflechtungsgeschichten werden in den Fokus gerückt – ein weiteres Verdienst von Jensens Arbeit.

Ausgesprochen wohlthuend ist übrigens, dass Jensen bei der Auswahl seines Materials zu den gegenwärtigen Kulturkontakten nicht etwa auf die bereits häufig analysierten politischen Aussagen aus dem Kreis der dänischen Rechtspopulisten zurückgreift. Der Nachweis einer Fortschreibung (neo-)kolonialer und zuweilen offen rassistischer Diskurse wäre hier allzu einfach. Jensen begibt sich vielmehr auf die Suche nach subtileren Parallelen zu den aus dem historischen Material zur Kolonialgeschichte in Grönland und der Karibik herausgearbeiteten hegemonialen Repräsentationen „des Anderen“. Fündig wird er in zeitgenössischen sozial- und kulturwissenschaftlichen Abhandlungen zu Migration und Einwanderung, etwa in den essayistischen Überhöhungen der europäischen Aufklärung aus der Feder des *Jyllands Posten*-Apologeten und vormals linken Intellektuellen Frederik Stjernfelt.

So überraschend und innovativ die Materialauswahl, die Jensen seiner Studie zugrunde legt, auch erscheinen mag, birgt sie dennoch auch einige der zentralen

Schwächen des in seiner Gesamtheit uneingeschränkt lobenswerten Vorhabens.

Jensen gliedert seine Untersuchung anhand der Chronologie der Ereignisse in fünf Kapitel. Zunächst erfahren wir über Dänemarks koloniale Expansion in der Karibik, den transatlantischen Dreieckshandel sowie die anderen Besitzungen im Globalen Süden. Kern der Analyse bilden Mogens Brøndsteds populärwissenschaftliches Mammutwerk *Vore gamle tropekolonier* aus den 1950er Jahren und Thorkild Hansens kolonialismuskritische Sklaven-Trilogie, die zwischen 1967 und 1970 erschienen ist. Im zweiten Kapitel widmet sich Jensen dann der langen Phase der Entkolonialisierung, deren Beginn er auf 1848 – das Jahr der Einführung des dänischen Grundgesetzes – datiert und die er mit Etablierung der *rigsfællesskab* im Jahr 1953 beendet sieht.

Zeitlich nach den im ersten Kapitel geschilderten Ereignissen gelegen, greift Jensen in seiner Analyse dieser Epoche allerdings auf Quellen zurück, die gut hundert Jahre älter sind als Brøndsteds und Hansens Werke – besonders prominent auf die Schriften des in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkenden dänischen Kolonialinspektors in Grönland, H.J. Rink. Unabhängig von der zweifellos zentralen Rolle, die Rink für die diskursive Manifestierung einer imaginierten Dichotomie zwischen einem

idealisierten dänischen Selbst und einem mangelhaften (kolonialen) „Anderen“ gespielt hat, ein Topos, den Jensen in den späteren „Entwicklungshilfediskursen“ und im Rahmen der Debatte um Zuwanderung und Integration im gegenwärtigen Dänemark wiedererkennt, erschwert ein derartiger auf das Quellenmaterial bezogener Anachronismus die Nachvollziehbarkeit der Genealogie der wirkmächtigen Diskurse um dänische Interventionsgeschichte(n), deren Offenlegung eines von Jensens Hauptanliegen zu sein scheint. Bedauernswerterweise zieht sich das Problem bis in das mit „Magtoverdragelse“ überschriebene dritte Kapitel fort, das die Zeit der Unabhängigkeitsbewegungen in Grönland und auf den Färöern beschreibt und schwerpunktmäßig auf einen Bericht des Dänischen Instituts für Internationale Studien (DIIS) aus dem Jahr 2007 Bezug nimmt. Theoretisch verortet sich Lars Jensen in einer Tradition, die von Edward Saids binären imaginierten Geografien als Voraussetzung für die Konstruktion von Identitäten und Alteritäten zu Dipesh Chakrabarty führt, der koloniale Situationen als „waiting room of history“ (Provincializing Europe, 2000) bezeichnet, „der, hvor man venter på kolonimagtens signal om, at man er blevet moden nok til at overtage styringen af sit eget samfund. Men som Chakrabarty viser, er det et ventesal uden døre“ (66).

Die diskursive Herstellung einer derartigen ambivalenten – und für die Betroffenen ausgesprochen unbefriedigenden – Position weist Jensen nicht nur in Bezug auf die Gesellschaften der ehemaligen dänischen Kolonien im Nordatlantik, sondern auch auf die Empfänger von dänischer „Entwicklungshilfe“ und die vermeintlich zu „nordisch exzeptioneller“ Modernität und Aufgeklärtheit zu „erziehenden“ Zuwanderer nach, wodurch seine Studie nicht nur einen stringenten Rahmen erhält, sondern gleichzeitig vielfältiges Anknüpfungspotenzial zu den in der oben besprochenen Anthologie versammelten Arbeiten eröffnet. Dennoch würde man sich bei der Lektüre zuweilen eine schlüssigere Argumentation und vor allem deutlichere Übergänge wünschen. Die Vielfalt der thematisierten Weltregionen – einerseits ein großes Plus der Arbeit – und die häufigen geografischen Wechsel zwischen Karibik, Grönland, afrikanischer „Goldküste“, Island und Nørrebro lassen den Leser bedauerlicherweise mehr als einmal den Überblick verlieren. Völlig unverständlich bleibt, warum Jensen gänzlich auf eine konkludierende und resümierende Zusammenfassung verzichtet. Diese partielle Kritik allerdings soll dem Lob der Originalität und Innovation der vorliegenden Arbeit keineswegs Abbruch tun. Ihr größtes Verdienst ist es, dass das, was Jensen in seiner Skizzierung des Forschungsstands selbst kritisiert, nunmehr obsolet erscheint: „De respektive dansk

ikke-europæiske relationer er [nu ikke længere] parkeret i hver sit forskningshjørne med hver sine tilhørende arkivskuffer, hvilket [inden Lars Jensen skrev Danmark var] med til at gøre dem til isolerede satelliter frem for en del af en overordnet mosaik, der tilsammen danner et mere dækkende billede af Danmark“ (59-60).

*Ebbe Volquardsen (Gießen)*

---

<sup>i</sup> Vgl. Randeria, Shalini: „Verflochtene Schweiz. Herausforderungen eines Kolonialismus ohne Kolonien“. In: Patricia Purtschert u.a. (Hgg.): *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*. Bielefeld 2012, 7–12, hier: 7.

<sup>ii</sup> Vuorela, Ulla: „Colonial Complicity: The Postcolonial in a Nordic Context“. In: Suvi Keskinen u.a. (Hgg.): *Complying with Colonialism: Gender, Race and Ethnicity in the Nordic Region*. Aldershot 2009, 19–33.